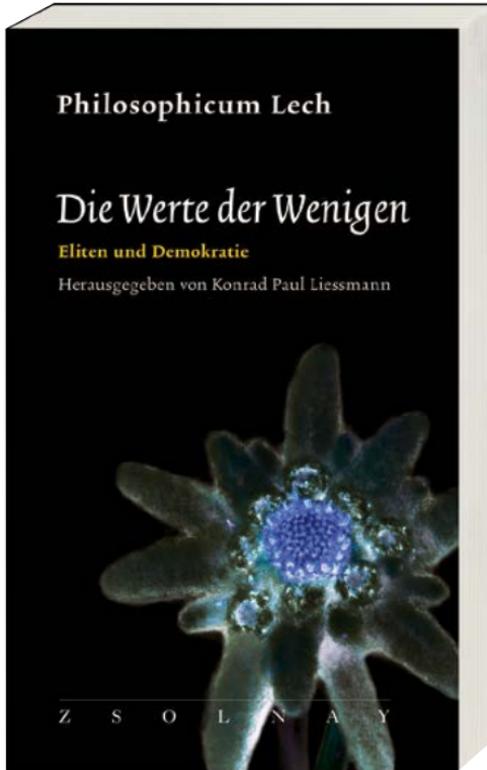


Leseprobe aus:

Konrad Paul Liessmann
Philosophicum Lech (Bd. 23): Die Werte der Wenigen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

© 2020 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Philosophicum Lech

Band 23

Die Werte der Wenigen Eliten und Demokratie

Herausgegeben von Konrad Paul Liessmann

Paul Zsolnay Verlag

1 2 3 4 5 24 23 22 21 20

ISBN 978-3-552-05984-9

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2020

Typographie und Umschlaggestaltung:

Atelier Reinhard Gassner, Bernd Altenried

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Copyright Trinité © 1991 by The Enchedé Foundry.

Trinité® is a Registered Trademark of The Enchedé Font Foundry.

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Vorwort

Wie Sie den Beiträgen des vorliegenden Sammelbandes entnehmen können, gestaltete sich das 23. Philosophicum Lech zum Thema »Die Werte der Wenigen. Eliten und Demokratie« gewohnt interdisziplinär. Sowohl was das Ineinandergreifen der wissenschaftlichen Ansätze – von der Philosophie über Kulturwissenschaften bis zur Soziologie – als auch die thematische Vielfalt und Kompetenz der Referentinnen und Referenten anbelangt, bewies unser wissenschaftlicher Leiter Konrad Paul Liessmann wieder eine sehr gute Hand. Das Spektrum an hochkarätigen Vorträgen reichte dabei vom Plädoyer für eine partizipative Arbeitswelt über Daten zur Verteilung von Macht und Kapital bis hin zur Werteethik unserer Wohlstandsgesellschaft. Die durchwegs positive Resonanz vonseiten der über 600 Teilnehmerinnen und Teilnehmer spiegelt den Erfolg des Symposiums wider, das in zwei Jahren bereits sein 25-jähriges Bestehen feiern wird.

Diese beispiellose Erfolgsgeschichte führt sich auf das Mitwirken vieler guter Geister zurück. Angefangen bei unserem wissenschaftlichen Leiter und dem Herausgeber dieses Sammelbandes Konrad Paul Liessmann über Ideengeber und Mitinitiator Michael Köhlmeier und die höchst engagierten Mitglieder des Vereins Philosophicum Lech sowie Mitarbeiter des Organisationsteams bis hin zu unseren Förderern von Bund und Land und nicht zuletzt unseren Sponsoren. Stellvertretend möchte ich hier unsere Hauptsponsoren Magna und OMV nennen, bei denen ich mich ebenso bedanken möchte wie bei Gebrüder Weiss sowie bei den geschätzten Referentinnen und Referenten, die uns für diesen Band ihre spannenden Vorträge in schriftlicher Form

zur Verfügung gestellt haben. Darüber hinaus seien auch die debattierfreudigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer unseres Symposiums angesprochen, die mit ihrem Interesse einen großen Teil zur internationalen Reputation und Strahlkraft unseres Philosophicum Lech beitragen.

Abschließend ist es mir eine große Freude, hier nochmals das Thema des 24. Philosophicum Lech ankündigen zu dürfen, zu dem ich Sie sehr herzlich einlade: »Als ob! Die Kraft der Fiktion« von 23. bis 27. September 2020.

LUDWIG MUXEL

Bürgermeister der Gemeinde Lech am Arlberg

www.philosophicum.com

Die Werte der Wenigen

Eliten und Demokratie

Über Eliten wird wieder gesprochen. Spitzenpolitiker, Top-Manager, Meinungsführer und prominente Intellektuelle sehen sich einer scharfen Kritik ausgesetzt, die nicht wie in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von links, sondern von Rechtspopulisten und Neokonservativen vorgetragen wird. Die Eliten agierten selbstgerecht und abgehoben, sie hätten den Kontakt zu den Sorgen und Nöten der Menschen verloren, sie trügen bei zur Spaltung der Gesellschaft und akkumulierten deren Reichtum auf ihrer Seite. Eliten seien vor allem eitel, unfähig zur nüchternen Selbsteinschätzung, gierig, rücksichtslos, unverschämt und bigott. Vor allem aber, und dieser Eindruck lässt sich ja wirklich nur schwer vermeiden: Sie leisten nicht das, was sie gerne als Grund für ihre Auserlesenheit angeben. Welt- und Bürgerkriege, Finanz- und Wirtschaftskrisen, Massenvernichtungswaffen, Armut, Umweltzerstörung und desaströse Bildungsreformen: Sind das nicht auch Produkte der Eliten? Ein Gutteil der politischen Katastrophen und Skandale der letzten Jahre verdankt sich auch den Tätigkeiten, Empfehlungen, Einschätzungen und Fehleinschätzungen der Eliten. All das lässt nicht gerade auf Weitsicht, Umsicht, Kompetenz und Redlichkeit schließen. Überdies, so eine weitere Kritik, neigen Eliten zur Abschottung, zur sozialen Reproduktion ihrer selbst, zur Realitätsverweigerung und zu hysterischem und peinlichem Verhalten, wenn ihre Privilegien und Positionen auch nur von ferne in Frage gestellt werden. Obwohl selbst ohne Moral, immunisieren sie sich gegen Kritik gerne durch Moralisierung. Geschlos-

sene Gesellschaften aber, wie sie Eliten als soziale Gruppierungen in einem hohen Maße darstellen, sind auch nicht wirklich kreativ. Soziale, wissenschaftliche, ästhetische und auch technische Innovationen kommen in der Regel von den Rändern der Gesellschaft, nicht aus den Zentren der Eliten.

Gleichzeitig mehren sich die Stimmen, die das Konzept der Elite verteidigen. Nicht zuletzt durch die Elitenkritik, die von Rechtspopulisten vorgetragen wird, erscheint der Angriff auf Eliten als Angriff auf jene Werte einer demokratischen und offenen Gesellschaft, die die Eliten vielleicht nicht immer leben, aber zumindest propagieren und repräsentieren. Weltoffenheit, Toleranz, die Berücksichtigung globaler Perspektiven, die Verteidigung von Prinzipien wie Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit gehörten zu diesen Werten, zudem garantierten Eliten den technischen, wissenschaftlichen, ökonomischen, ästhetischen und moralischen Fortschritt. Zumindes, so diese Deutung, stellten die Eliten ein Bollwerk gegen die populistische Versuchung und die Aushöhlung der Demokratie, gegen Fake-News und Verschwörungstheorien dar, und sie verringerten die soziale Ungleichheit, weil sie prinzipiell allen offenstünden.

Wer aber sind diese Eliten überhaupt? Handelt es sich wirklich um eine Auslese der Besten? Wie bilden sich Eliten, und wer gehört dazu? Wie leben sie? Wie denken sie? An welchen Werten orientieren sie sich? Und inwiefern stellen diese Werte ein Distinktionsmerkmal dar, das die Wenigen von den Vielen unterscheiden soll? Widerspricht die Vorstellung politischer, kultureller oder sozialer Eliten nicht überhaupt dem Konzept der Demokratie, das ja der Idee der Gleichheit, der sozialen Mobilität und dem Prinzip der Machtteilung und des Machtwechsels verpflichtet sein sollte?

Für hierarchisch und ständisch gegliederte Gesellschaften stellen Eliten kein Problem dar, sie machen deren Raison

d'Être aus. Dass es eine schmale herrschende Oberschicht gibt, die nicht nur die Politik bestimmt und über die Produktionsmittel verfügt, sondern auch die verbindlichen Muster der Weltdeutung festlegt, erscheint dabei als Selbstverständlichkeit. Die Reproduktion und Zugehörigkeit zu diesen Eliten erfolgt nach festen Regeln, meistens entscheidet schon die Geburt darüber, und dort, wo dies nicht möglich ist – etwa bei einer zölibatär lebenden Priesterkaste –, gibt es fein abgestimmte Verfahren der Rekrutierung. In der Selbstwahrnehmung verstehen sich diese Eliten entweder als die Besten (*Aristoi*) oder die Erwählten und von einer höheren Instanz Berufenen.

Zum Problem wird die Elite erst in einer Gesellschaft, deren Eliten die Gleichheit der Menschen verkündigen. Damit sind alle Vorrechte der Geburt ebenso gekappt wie transzendenzbedingte Berufungsverfahren. Die Proklamation der Gleichheit der Menschen hat die individuellen Unterschiede zwischen den Menschen und die sozialen Unterschiede zwischen Gruppen, Klassen und Schichten nicht beseitigen können, Machtansprüche, Verfügungsgewalten und Privilegien müssen nun aber anders argumentiert werden. Das Konzept der Elite, wie wir es heute kennen und diskutieren, ist auch eine Konsequenz des bürgerlichen Leistungsdenkens, wie es sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts artikuliert und durchsetzte. Idealerweise bestimmt nun nicht mehr die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie oder Gruppe eine herausragende soziale oder politische Position, sondern die individuelle Leistung, die den Einzelnen über den Durchschnitt und damit an die Spitze der Gesellschaft erhob. Die Idee der Meritokratie war geboren: die Herrschaft der Leistungsfähigsten. Und genau darin liegt das Problem.

Dass Menschen unterschiedlich leistungsfähig und auch leistungswillig sind, sei unbestritten. Dass es in nahezu allen Bereichen, in denen Menschen tätig werden, begabte

und weniger begabte, fleißige und weniger fleißige, glückliche und weniger glückliche, geniale und weniger geniale, fähige und weniger fähige, erfolgreiche und weniger erfolgreiche gibt, muss nicht besonders betont werden. Jeder von uns will von einem ausgezeichneten Arzt behandelt, von einem hervorragenden Lehrer unterrichtet, von einem kompetenten Softwareingenieur unterstützt und von einem exzellenten Banker beraten werden. Und selbstverständlich gehen wir davon aus, dass es in Wissenschaft, Kunst und Sport unterschiedliche Niveaus gibt, dass sich Herausragendes vom Mittelmäßigen unterscheidet und dass diejenigen, die an die Weltspitze kommen, einem strengen Selektionsprozess unterworfen waren, also im Wortsinn eine Auslese, eine Elite darstellen.

Wir könnten unser Problem entschärfen, wenn wir nur in diesem Sinne von Funktionseliten sprächen, die aus ihren besonderen Begabungen und Talenten, aus ihren Fähigkeiten und aus ihrem Fleiß vielleicht soziale Anerkennung und pekuniäre Vorteile lukrieren, aber ansonsten keine weiteren Ansprüche daraus ableiten können – weder für sich noch für ihre Kinder. Doch auch dieser Punkt ist problematisch. Nicht nur deshalb, weil Leistungseliten ihr eigenes Prinzip gerne verraten, wenn es etwa darum geht, ihren Kindern einen Studienplatz an einer Eliteuniversität zu verschaffen, sondern weil sich die Leistungen der Angehörigen von Funktionseliten nur selten exakt definieren und messen lassen. Im Sport ist dies vielleicht einfacher als in der Kunst, in der Wissenschaft schaffen bibliometrische Verfahren oft nur eine vordergründige Qualitätsfeststellung, und sogar in der Ökonomie gibt der Erfolg nicht immer nur dem Tüchtigen Recht. Dass es mitunter ohne Netzwerke und Seilschaften, ohne Protektion, Intervention, Korruption und Fürsprachen nicht leicht ist, nach oben zu kommen, werden zumindest all jene behaupten, die sich gerne oben sähen, aber noch nicht dahin gelangt sind.

Was aber folgt aus all dem für die Frage der politischen Teilhabe und Verantwortung im Geiste einer Demokratie? Man ist geneigt zu sagen: gar nichts. Auch wenn die Mitglieder solcher Funktionseliten ihre herausragende Position zu Recht einnehmen, folgt daraus nicht zwingend ein Anspruch auf besondere politische Macht oder Einflussnahme. Genau dieses suggeriert aber das Modell der Meritokratie: Die Tüchtigen, Erfolgreichen, Verdienstvollen sollen auch in den relevanten gesellschaftlichen Sektoren Einfluss bekommen und Macht ausüben. Und das unterscheidet politische Eliten von reinen Funktionseliten: Sie beeinflussen und bestimmen direkt oder indirekt das Leben der Menschen in vielerlei Hinsicht. Und dies muss in einer Demokratie zum Problem werden.

Dass jemand ein exzellenter Arzt, Wissenschaftler, Fußballer, Schriftsteller oder Ingenieur ist, gibt ihm in einem demokratisch verstandenen politischen Gemeinwesen nicht mehr Rechte und Pflichten als allen anderen auch. Aber, so wird man einwenden, wenn das Prinzip der Funktionseliten für viele Tätigkeiten und Bereiche des menschlichen Lebens gilt, dann müsste es für den zentralen Bereich des Zusammenlebens, die Politik, erst recht gelten. Hier zeichnet sich unser erstes Paradoxon ab. Demokratie bedeutet nämlich, genau diese Teilhabe und Verantwortung nicht von individuell zu erbringenden Leistungen, Eigenschaften oder Fähigkeiten abhängig zu machen, sondern allein von der Zugehörigkeit zu einer politischen Gemeinschaft. Entscheidend ist die Universalisierung des aktiven und passiven Wahlrechts, für das ein gewisses Alter und geistige Zurechnungsfähigkeit die einzigen Kriterien sind. Und eine Wahl ist kein Akt, durch den die besondere Eignung des Gewählten für den Bereich der Politik festgestellt werden könnte.

Zu den immer wieder beobachtbaren Reaktionen von Funktionseliten angesichts von unerwünschten Wahlergebnis-

sen gehört regelmäßig das Erstaunen darüber, welche Mischungen aus Unfähigkeit, Unkenntnis und Korruptibilität die Demokratie imstande ist, an die Spitze des Staates zu spülen. Zumindest hinter vorgehaltener Hand wird gerne darüber räsoniert, wie man die Menschen dazu bringen kann, sich in der Wahlzelle nicht gar so arg in der Zeile zu irren. Spätestens an dieser Stelle ertönt der Ruf nach mehr und besserer politischer Bildung, der ungehört verhallen kann, denn auch Bildung stellt kein signifikantes Kriterium für die Selektion besonders fähiger und verantwortungsbewusster Politiker dar. Genau aus diesem Grund ist ein jüngst von David van Reybrouck wieder ins Spiel gebrachter Gedanke, der schon in der Antike diskutiert wurde, nicht ganz von der Hand zu weisen: dass man die entscheidenden politischen Funktionen nicht aufgrund von Wahlergebnissen besetzen, sondern einem Losentscheid überlassen soll. Denn jeder Bürger ist für solch ein zeitlich begrenztes politisches Amt gleichermaßen qualifiziert.

Das einfache Konzept der Funktionseleiten scheitert auf jeden Fall an dem komplexen Zusammenspiel von unterschiedlichen Faktoren, die ein politisches Geschehen ausmachen. Die Reduktion auf eine möglichst exakt messbare Leistungskomponente führt hier nicht weiter. Natürlich könnte man sagen, der Maßstab für politische Exzellenz in einer Demokratie stellt die Fähigkeit dar, Wählerstimmen zu akkumulieren. Gerade in dieser Fähigkeit wittern besorgte Beobachter das Verhängnis, dem sie den Namen »Populismus« gegeben haben, und sie verwenden viel Energie darauf, sich und anderen klarzumachen, dass ein Wahlerfolg die Inferiorität des Kandidaten nicht aufheben kann. Wäre es anders, hätten viele Donald Trump nach seinem Wahlsieg zu jenem politischen Genie erklären müssen, für das er sich selbst hält.

Begegnet werden kann dem nur durch eine komplexe Stra-

ategie, sich politischen Einfluss und damit verbundene Vorrechte auch abseits von Wahlergebnissen zu sichern. Damit aber folgen Eliten einer Logik, die der einer Demokratie widerspricht. Aus dem Begriff der leistungsorientierten Exzellenz folgt zumindest, dass damit verbundene Tätigkeiten über längere Zeiträume ausgeübt werden können. Für demokratisch organisierte Politik gilt aber das Prinzip des geregelten Machtwechsels: Morgen schon kann alles anders sein und Personen können die Ministerien und Schaltstellen der Macht besetzen, die von all dem womöglich wirklich keine Ahnung haben.

Die Versuchung, diese Logik der Demokratie zu durchkreuzen, liegt nahe, und vor allem in Krisenzeiten wächst bei manchen – nein, nicht die Sehnsucht nach dem starken Mann, sondern die nach Expertenregierungen. Dahinter verbirgt sich eine Haltung, die in der demokratisch veranstalteten Politik letztlich ein schmutziges Geschäft sieht, das jene Lösungen sabotiert, die für die Experten völlig klar sind. Zwischen den Eliten der Experten und der Politik herrscht deshalb auch ein mehr oder weniger fruchtbares Spannungsverhältnis.

Eine besondere Pointe dieser Geschichte, die die Sache nicht einfacher macht, besteht ja darin, dass die Idee der Gleichheit nicht zuletzt von den Eliten selbst propagiert wird, die damit jene politische Sonderrolle, die sie gerne spielen möchten, gleichzeitig sabotieren. Damit wären wir bei den Werten, die uns vor ein ähnliches Paradoxon stellen. In klassischen Konzepten der Ungleichheit, wie sie unter den Philosophen der Moderne am vehementesten Friedrich Nietzsche propagierte, unterscheiden sich die Eliten durch ihre Werte von den Übrigen. Ihre Vornehmheit erlaubt es ihnen, selbst wertschaffend zu sein und alte Werte umzuwerten, was wiederum ihren Elitestatus rechtfertigt. Sie hängen nicht sklavisches an Werten, sondern stehen auch diesen souverän gegenüber und achten gleichzeitig auf deren Exklu-

sivität. Es sind schon die Werte der Wenigen, die auch bei den Wenigen bleiben sollen. Sie sind nicht gedacht für Sklavenseelen, Emporkömmlinge und Krämer.

Angehörige der von Carlo Strenger so genannten liberalen Eliten können und dürfen so nicht denken. Andererseits widerspräche es dem Konzept der Elite, diese selbst zu universalisieren. Eliten brauchen ein größeres Gegenüber, von dem sie sich als Minderheit abheben können – wie immer dieses Gegenüber auch genannt wird: Volk, Mittel- und Unterschicht, Bildungs- und Globalisierungsverlierer. Alles andere konterkarierte den Sinn und Begriff einer Elite. Eine Auslese, die dazu führt, dass alle auserlesen sind, ist keine Auslese. Elite als soziale Kategorie ist nicht demokratisierbar, eine politische Forderung, nach der alle zur Elite gehören sollen, wäre unsinnig. Man kann nur manche Statussymbole von Eliten – wie Matura oder Hochschulabschluss, Flugreisen und Ernährungsgewohnheiten – einer Massenproduktion zuführen und verteilen, nicht den Elitenstatus selbst.

Die liberalen Eliten müssen also das Kunststück zustande bringen, universale Werte zu propagieren, die dennoch nur für wenige in Frage kommen. Dieses Kunststück kann auf unterschiedliche Weise vorgeführt werden. Die eleganteste Variante besteht darin zu behaupten, selbst dem Prinzip der Gleichheit zu folgen, aber die anderen, die Vielen, die Rückständigen hätten dieses Prinzip weder begriffen noch realisiert, sodass Gleichheit leider bis auf Weiteres ein unvollendetes Projekt und auf die Eliten beschränkt bleiben müsse.

Bei anderen Werten scheint sich die Abgrenzung von den Vielen wie von selbst zu ergeben. Die Eliten sind mobil, weltoffen, divers, globalisiert und transnational. Im Umkehrschluss werden die aktuellen Unwerte – immobil, provinziell, homogenitätsfixiert, lokal gebunden und nationalistisch – den anderen zuerkannt, manchmal von diesen

auch mit hämischer Geste trotzig in Anspruch genommen. Irren können sich beide. Wie ein nüchterner soziologischer Blick zeigt, verdeckt zum Beispiel die von David Goodhart ins Spiel gebrachte und viel diskutierte Unterscheidung zwischen den (wenigen) *Anywheres*, den globalisierten Menschen, die sich überall zurechtfinden, und den (vielen) *Somewheres*, den Sesshaften, Gebundenen und mehrfach Beschränkten, die dann auch anfällig für die populistischen und neonationalistischen Versuchungen seien, mehr, als sie erhellt. Tatsächlich sind die ökonomischen und akademischen Eliten viel weniger mobil und divers, als sie von sich selbst glauben, während sich in der Mittel- und Unterschicht der größte Anteil an Menschen mit Migrationserfahrung findet: Die Arbeiterschaft ist die eigentliche »Avantgarde der Transnationalisierung«.¹

Es gehört zum Wesen einer elitären Werteorientierung in einer demokratischen Gesellschaft, dass Werte eine Doppelfunktion bekommen: Sie müssen erkennbare Merkmale für die Zugehörigkeit zu einer Elite darstellen und gleichzeitig als allgemeingültig und für jedermann erstrebenswert deklariert werden. Diese Paradoxie zeichnete etwa schon den Bildungsbegriff des klassischen Bürgertums aus, der einen kulturellen Wertekanon enthielt, der einerseits die Zugehörigkeit zu der schmalen Schicht des Bildungsbürgertums markierte, andererseits aber als gesellschaftliche Norm verstanden wurde, an der sich idealiter alle orientieren sollten. Zumindest Wilhelm von Humboldt träumte vom Schuster, der nach getaner Arbeit Homer im Original las. Wie wir wissen, ist daraus nichts geworden. Entweder verschwinden die Werte der Wenigen, bevor sie sich verbreiten können, oder sie werden durch andere, die wieder Exklusivität versprechen, abgelöst.

Allerdings, und das darf nicht vergessen werden, verlieren die Werte durch den rhetorischen Anspruch auf Universalisierbarkeit ihren Schutz vor den Zugriffen der Vielen. Sie

können von allen beansprucht und eingefordert werden. In vielen Belangen kommt den Eliten vielleicht doch eine Avantgardefunktion zu, sie fungieren als Vorhut für Einstellungen, Haltungen und Lebenskonzepte, die ihren Weg auch in die Mitte der Gesellschaft finden. Dass dann die Eliten schon wieder ganz woanders sind, gehört jedoch ebenfalls zur Logik dieser paradoxalen Dynamik. Wenn die Massen endlich Mobilität als Wert erkannt haben und auch überall sein möchten, erklären ihnen die Eliten, dass Fliegen und Autofahren ganz schlimm seien. Besser wäre eine schnittige Segeljacht. Bis dieser wunderbare neue Wert der Wenigen bei den Vielen angekommen ist, wird aber wohl noch einige Zeit vergehen.

Brauchen wir also Eliten? Diese Frage kann offen bleiben. Wir benötigen aber jedenfalls Menschen, die auf dem Feld, auf dem sie tätig sind, gut sind, die ihr Metier beherrschen, sich dafür mit Leidenschaft und Ehrgeiz einsetzen, aber auch zugänglich sind für Kritik und Selbstkritik, und die die Welt nicht nur aus dem Blickwinkel ihres Milieus, aus dem Inneren ihrer Blase betrachten. Wir brauchen starke Persönlichkeiten, Individuen mit Haltung. Klar: Eliten wird es auch in Zukunft geben, verordnete Egalität wäre ein falscher Traum. Man muss die Eliten nicht bekämpfen, aber man sollte sie in die Pflicht nehmen. Und Philosophen können sich an dem Kyniker Diogenes ein Beispiel nehmen, der, als sich ein höchst erfolgreiches Mitglied der politischen Elite seiner Zeit vor ihm aufbaute, trocken bemerkte: Tritt ein klein wenig zur Seite. Du stehst mir in der Sonne.

Anmerkung

- 1 Bodo Mrozek: Von Anywheres und Somewheres. In: Merkur 843/2019, S. 44

Wo wir sind, ist vorne

Die neuen Eliten und ihre Werte

I. Die neuen Eliten.

Sechs Thesen zu ihrer Ideologie

»Die herrschenden Ideen einer Zeit waren stets nur die Ideen der herrschenden Klasse« (MEW 4, 480), heißt es im *Kommunistischen Manifest*. Und in der *Deutschen Ideologie* schreibt Marx ergänzend: Jede herrschende Klasse »ist genötigt, [...] ihr Interesse als das gemeinschaftliche Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft darzustellen, d. h. ideell ausgedrückt: ihren Gedanken die Form der Allgemeinheit zu geben, sie als die einzig vernünftigen, allgemein gültigen darzustellen« (MEW 3, 47).

Eine These meines Vortrages wird sein: Marx hatte recht. Die herrschenden Ideen einer Zeit, ihre herrschende Ideologie und Weltansicht sind nichts anderes als die Idee der herrschenden Klasse, und selbstverständlich besteht der Legitimationstrick dieser Ideologie der herrschenden Klasse darin, diese eben nicht als Ausdruck irgendwelcher Partialinteressen erscheinen zu lassen, sondern als Ausdruck der Interessen der Gesamtgesellschaft oder noch besser: der gesamten Menschheit und allgemeingültiger, vernünftiger, universaler Prinzipien. Und ich habe den bösen Verdacht, dass Marx' Diktum nie aktueller war als 170 Jahre nach seiner Entstehung. Denn nie zuvor gab es eine herrschende Klasse, die so eindeutig und so offensiv ihre Weltansicht, ihren Lebensstil und ihre Werte als die »vernünftigen, allgemein gültigen«, ja als die allein legitimen begriffen hat.

Aber, wird vielleicht der eine oder andere einwenden, ist

Marx' Theorie, immerhin eine Theorie des 19. Jahrhunderts und der damaligen Klassengesellschaft, überhaupt auf spätindustrielle Gesellschaften spätmoderner Wohlfahrtsstaaten anwendbar? Verfügen solche Gesellschaften überhaupt noch über Formationen, die als herrschende Klasse respektive Elite beschrieben werden können? Ist die Vorstellung einer Elite in einer von Werten wie Gleichheit und Gleichberechtigung geprägten Gesellschaft nicht ohnehin obsolet? Wenn sich sogar eine Online-Partnervermittlung den Namen Elite gibt, zeigt das nicht, dass der Elitenbegriff in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft allenfalls dazu taugt, die Rechtsanwältin mit dem Zahnarzt zu verkuppeln? Ist es also, anders formuliert, nicht so, dass in modernen Wohlstandsgesellschaften sich das allgegenwärtige und alles dominierende Kleinbürgertum allenfalls durch seine Konsummöglichkeiten ausdifferenziert, eine Elite in diesem Meer von Durchschnittlichkeit mit Sicherheit aber nicht ausmachbar ist?

Nun, das kommt darauf an, was man unter Elite versteht. Ich werde im Folgenden dafür plädieren, dass wir sehr wohl sinnvoll von einer Elite in unseren Gesellschaften sprechen können und müssen, auch wenn sich diese Elite selbstverständlich von den Eliten der Feudalgesellschaften des Mittelalters oder des bürgerlichen 19. Jahrhunderts grundlegend unterscheidet. Jede Zeit hat ihre eigenen Eliten. Und ein wesentliches Signum von Eliten in modernen Massengesellschaften ist, dass sie eben nicht die Wenigen sind – das wäre meine Gegenthese zur Implikation des Titels unserer Tagung –, sondern eine gegenüber Eliten vergangener Jahrhunderte vergleichsweise große Gruppe. Schaut man sich verschiedene Publikationen aus den letzten Jahren zu dem Thema an, herrscht ein erstaunlicher Konsens darüber, dass wir in westlichen Industriegesellschaften hier von etwa zwanzig bis dreißig Prozent der Bevölkerung sprechen. Die definiert sich naturgemäß nicht über ihre Minderzahl, son-

dern über kulturelles Kapital, dessen Wertschöpfung sich von der Wertschöpfung traditionellen kulturellen Kapitals grundlegend unterscheidet.

Diese Form der Kulturalisierung ist eng verbunden mit einem ganzen Bündel an Werten. Deren gemeinsamer Nenner es ist – soweit die dritte These, die im Titel meines Vortrages mitschwingt –, dass diese spätmodernen Eliten sich im Gegensatz zu allen bisherigen Eliten der europäischen Geschichte als dezidiert progressiv begreifen. Mehr noch: Wahrscheinlich überwiegend unbewusst und mehr oder minder unreflektiert leben diese Eliten in einem geradezu hegelschen Geschichtsdeterminismus, einem teleologischen Geschichtsbild, das fest darauf basiert, dass die Geschichte auf den Sieg des westlichen, universalistischen Linksliberalismus hinausläuft und dass die Welt – von Islamabad über Teheran bis Pjöngjang – sich in nicht allzu ferner Zukunft in eine Art großes New York verwandelt haben wird: multikulturell, kreativ, tolerant und offen, ein Ort, an dem Menschen nicht mehr bestimmt sind von Herkunft, Sozialisation, Religion, Tradition oder Geschlecht, sondern sich vollständig selbst entwerfen können.

Kurz: Die Eliten der Spätmoderne sehen sich nicht als Hüter des Ewigen, wie die alten Eliten der Antike, des Mittelalters und auch noch der Neuzeit, sondern als Speerspitze des Fortschritts. Das ist in dieser Eindeutigkeit tatsächlich neu und in seinen gesellschaftlichen Konsequenzen dramatisch, erklärt aber ganz gut die sozialen, vor allem aber auch kulturellen Prozesse der letzten Jahrzehnte. Waren die Eliten des 19. Jahrhunderts noch weitgehend konservativ, ganz einfach, weil sie viel zu verlieren hatten und ihren Status quo nach Möglichkeit bewahren wollten, so verstehen sich die neuen Eliten vor allem als Exekutive der Moderne oder zumindest dessen, was als modern angesehen wird. Diese Entwicklung wird auch dadurch erleichtert, dass – und damit sind wir bei These vier meines Vortrags – die Zuge-

hörigkeit zu den neuen Eliten sich weniger über harte ökonomische Fakten definiert, sondern über das kulturelle Kapital.

Indem sich die neuen Eliten vor allem über ihre Modernität und ihre Progressivität verstehen, entfremden sie sich von den kulturellen Wurzeln ihrer jeweiligen Herkunft. Die neuen kulturellen Trennlinien zwischen den Lebenswelten laufen nicht länger vertikal zwischen den regionalen Kulturen, sondern horizontal. Etwas vereinfacht und als klischeehaftes Beispiel: Dem IT-Spezialisten bei einem großen Softwareunternehmen sind die Kollegen aus Spanien, Indien oder Taiwan gegebenenfalls näher als das kleinbürgerliche Vorstadt-Milieu, dem er entstammt. Der Identifikationsraum kippt vom Räumlichen und Diachronen ins Synchroner der jeweiligen Gewohnheiten und Präferenzen. Der Habitus dieser Elite wird nicht bestimmt durch die Traditionen ihrer Heimat und Herkunft, sondern durch die Regeln, die Moden, die Denkungsart und den Lifestyle ihrer global präsenten Klasse.

Das führt zwangsläufig zu Konflikten mit jenen Menschen, die in der diachron und räumlich verorteten Welt leben. Denn hier werden nicht einfach nur andere Werte gelebt. Der Dissens besteht schon hinsichtlich der Grundlage der jeweiligen Werte, Ideale und Ziele.

Der Soziologe Andreas Reckwitz hat in diesem Sinne vollkommen zu Recht darauf hingewiesen, dass der Konflikt zwischen moderner Elite und traditionellem Kleinbürgertum in zwei konkurrierenden Kulturalisierungsmodellen besteht und damit letztlich in zwei grundlegend anderen Auffassungen von Kultur.¹ Nach dem Kulturalisierungsmodell der Elite – Reckwitz nennt es »Hyperkultur« – sind die Güter der kulturellen Märkte Ressourcen zur Entfaltung individueller Besonderheit und Expressivität, kurz: Mittel zur Selbstverwirklichung. Das globale Angebot an Folklore, Design, Musik und Sinnnarrativen wird zu einem

Patchwork individueller Selbstgestaltung genutzt. Entsprechend werden Diversität, Pluralismus und Kosmopolitismus zu Meta-Werten dieser Hyperkultur.

Ihr gegenüber steht das, was Reckwitz »Kulturessentialismus« nennt, also das Pochen auf grundlegende Traditionen, die nicht oder zumindest nicht grundlegend in Frage gestellt werden und sich aus lokalen Ressourcen speisen. Nun zählt sich Reckwitz ganz offensichtlich selbst zum Lager der Hyperkulturalisten, also der spätmodernen Selbstentwerfer, was dazu führt, dass er der Gruppe der Essentialisten nicht unbedingt wohlwollend oder auch nur neutral gegenübersteht. In seiner Charakterisierung haftet diesen Kulturtraditionalisten etwas Gestriges an, etwas latent Borniertes. Immerhin sieht Reckwitz aber genau, dass eine, wie er es nennt, friedliche Koexistenz beider Kulturrentwürfe nur möglich ist, wenn beide Fraktionen sich in ihrem jeweiligen Sinne missverstehen. Das bedeutet: wenn die globalen, progressiven Selbstverwirklicher den Kulturessentialismus ihrer Gegenüber lediglich als eine weitere Spielart, einen weiteren Style, eine weitere Mode individueller Identität begreifen und umgekehrt die Kulturessentialisten die Hyperkultur der Selbstverwirklicher als spezifische Form westlicher Kultur und Identität. Sobald aber, so Reckwitz, »die beiden Kulturalisierungsregimes einander jedoch tatsächlich als ein je spezifisches Kulturalisierungsregime wahrzunehmen beginnen, sehen sie sich in ihrer Grundlage bedroht und behandeln die andere Seite feindlich«.

War bis weit in das 20. Jahrhundert hinein Kritik an den Eliten im Grunde nichts anderes als Kritik an deren ökonomischen und sozialen Privilegien, so hat die aktuelle Elitenkritik – wir sind bei These fünf – daher Züge eines Kulturkampfes. Hier geht es nicht um ökonomische Ausbeutung, um Chancengleichheit oder auch nur Gerechtigkeit, hier geht es um kulturelle Deutungshoheit.

Verschärft wird diese Auseinandersetzung um die kulturelle Deutungshoheit dadurch, dass sie in einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft stattfindet, deren zentrale Werte Gleichheit, Gleichberechtigung und Gerechtigkeit darstellen und die sich viel auf ihre flachen Hierarchien und ihre kritische Haltung gegenüber Autoritäten einbildet. Selbst die modernen Eliten wollen nicht mehr elitär sein, sondern geben sich allein schon äußerlich lässig, jugendlich, casual und sportlich. Der Unwille der modernen Eliten, Elite zu sein, entschärft den Kulturkonflikt aber keinesfalls. Im Gegenteil. Gerade weil wir in tendenziell elitenfeindlichen Gesellschaften leben, in denen nicht einmal die Elite von sich behaupten würde, Elite zu sein, und sich schon äußerlich kaum von anderen sozialen Gruppen unterscheidet, entsteht ein Egalitätsanspruch, der die faktisch vorhandenen normativen Differenzen noch pointierter hervortreten lässt.

Zwar trägt man zum Teil dieselbe Kleidung, geht in dieselben Geschäfte, richtet sich bei demselben schwedischen Möbelhaus ein, hört dieselbe Musik und teilt andere popkulturelle Vorlieben. Allerdings werden diese popkulturellen Versatzstücke grundlegend anders kontextualisiert. Dienen sie den einen zur Bestätigung ihrer kosmopolitischen und flexiblen Existenz, so sind sie den anderen lediglich Beiwerk ihrer traditionellen Lebenswelt. Unter popkulturellen Aspekten könnte man vielleicht sagen: Die neuen Eliten machen mit dem Versprechen der Popkultur tatsächlich ernst, während die Kulturessentialisten die Produkte der Populärkultur lediglich als Konsumartikel zwecks persönlicher Vergnügungen auffassen.

Aber das ist nur ein Seitenaspekt. Entscheidender ist die spezifische Moral, die aus dem Lebensgefühl der neuen Eliten resultiert. Denn sie ist letztlich – These sechs – das entscheidende Distinktionsmerkmal, das die neuen Eliten von den Nichteliten, aber auch den alten Eliten trennt. Da die

neue Elite sich vor allem als progressiv, als Avantgarde definiert, ist die von ihr proklamierte Moral zunächst auf eine Überwindung des Überlieferten und Gegebenen ausgerichtet. Man versteht sich als Speerspitze des Modernismus, als Reformkraft, die die Menschheit in eine bessere Zukunft führt. Man gibt sich modern und feiert die Überwindung des Gestern. Überlieferte Vorstellungen und tradierte Werthaltungen gelten als verdächtig. Sie gilt es zu überwinden.

Symbol und wohl auch Vorbild dieser neuen Elite ist der millionenschwere Popstar oder Schauspieler, der sich für alles engagiert, was irgendwie sein Diversitätsbewusstsein, seine Toleranz und Nachhaltigkeit beglaubigt. Von seinem Anwesen in Beverly Hills aus erklärt er die Welt, er schimpft über die soziale Ungerechtigkeit und Armut, über Diskriminierung und Intoleranz, fordert radikale Maßnahmen zum Klimaschutz und investiert sein Geld in ein mit alternativen Energien betriebenes Luxusressort in der Karibik. Er reist als UNICEF-Botschafter durch die Welt und verachtet den Stahlarbeiter in Pennsylvania, der Donald Trump wählt.

Zum Habitus der neuen Eliten gehört konsequenterweise eine Beschäftigung in so genannten Zukunftsbranchen. Man arbeitet im IT-Bereich, im Kultur- oder Medienbetrieb, vielleicht aber auch bei einem weltweit agierenden Konzern oder einer internationalen Organisation. Und da man sich in diesem Umfeld ausschließlich unter seinesgleichen bewegt, vereinigen sich Kosmopolitentum und Provinzialität, Weltoffenheit und Borniertheit zu einer historisch singulären Ideologie.

Man ist Teil der internationalen Klasse der gut Ausgebildeten und Flexiblen, derjenigen, die ein paar Semester in Stanford oder Boston studiert haben und deren Karriere sie nach London, Barcelona oder Shanghai verschlagen hat. Und mit unverhohlener Geringschätzung schaut man auf

all jene, die heimatverbunden leben und ihr Dorf oder ihre Kleinstadt nur während des dreiwöchigen Sommerurlaubs länger verlassen.

Elite zu sein wird zu einer Gesinnungs- und Lifestylefrage, wobei sich Gesinnung und Lifestyle unmittelbar miteinander verschränken. Nationale Kulturen hält man dementsprechend für überholt, Grenzen jeder Art für Ausdruck von Borniertheit, man ist polyglott und bastelt sich seinen individuellen Lebensstil aus den Versatzstücken des globalen kulturellen Angebots: Man liebt französische Filme, entspannt bei indischem Yoga, genießt italienische Küche und bevorzugt skandinavisches Design. Man bewohnt die gentrifizierten Viertel unserer Großstädte, nicht ohne die Gentrifizierung zu beklagen, hat ein Netflix-Abo, konsumiert mit Kennermiene den neuesten amerikanischen Serienhype im Original, bucht seinen Urlaub bei Airbnb und liest die *Washington Post* oder den *Guardian*. Natürlich online. Vor allem aber wähnt man sich als Träger einer neuen, globalen Kultur und Avantgarde, besagter Hyperkultur, die in Berlin ebenso zu Hause ist wie in Sydney. Man definiert sich nicht über lokale Verortung, sondern über die sozialen Netzwerke der Gleichgesinnten.